

Nr. 34. Bydgoszcz/ Bromberg, 12. Februar 1938



(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er ist bitter enttäuscht, als er erfährt, daß Helbing verreist ist.

Gleichzeitig fällt es ihm schwer auf die Seele, daß der Freund ihm gar nichts von einer beabsichtigten Reise erzählt und sich auch nicht verabschiedet hat. Nicht einmal telephonisch. Schmerzhaft empfindet er die Entfremdung.

„Wann ist er denn fortgefahren?"

„Gestern . . ." erwidert die Wirtschafterin.

„Wohin eigentlich?"

„Nach München."

„So . . . hm . . . bleibt er längere Zeit?"

„Kaum . . . er wollte in zwei bis drei Tagen wieder hier sein . . . soll ich etwas bestellen, oder wünschen Herr Doktor die Münchener Adresse . . ."

„Nein . . . nein . . . nichts . . . danke . . ."

Trotzdem bleibt Bernd unschlüssig im Korridor stehen. Er will nicht nach Hause. Scheut das Alleinsein in seinen vier Wänden. Möchte es hinausschieben. Lauter Empfindungen seines Unterbewußtseins . . .

„Ich werde Herrn Helbing ein paar Zeilen aufschreiben."

„Bitte . . ." Frau Pauline öffnet die Tür zum Herrenzimmer, knipst die Schreibtischlampe an und verschwindet in ihrer geräuschlosen Weise.

Als Bernds mechanisches „danke" erklingt, hat sie das Zimmer bereits verlassen.

Bernd sitzt vor dem Schreibtisch. Was für eine Nachricht will er dem Franz eigentlich hinterlassen . . .? Das Ganze ist doch Unsinn. Er kann ihm nichts sagen, das in Worte zu fassen und gar mit dem Bleistift auf dem Vormerkblock zu notieren wäre . . .

Aber es sitzt sich ganz angenehm hier. Der warme Schein der gelb abgeschirmten Lampe beleuchtet gerade nur die Schreibtischplatte. Das Zimmer selbst liegt in schattenhaftem Dunkel. Ganz gemütlich so.

Auf dem Schreibtisch steht's Telephon, Tintenzeug und Löschwiege. Dann liegt da eine Mappe, der Notizblock, ein Briefbeschwerer. Und darunter sogar ein gefalteter Brief. Bernd erkennt Ilse Waldners Schriftzüge unter dem Kristall des Sockels.

Mechanisch, ohne es zu wollen, liest er:

„. . . sogar auch meine kleine Helma dem Andenken dieser wunderfeinen Frau Blandine ein Winkelchen Ihres warmen Herzens bewahrt . . . und es ist freilich mehr als bedauerlich, daß Ihr Freund Rainer, dieser famose Mensch, der schon so viel Unglück hatte, sich ausgerechnet in den Netzen dieser Olgers verfängt . . ."

Wie unvorsichtig, ja indiskret von dem sonst so peinlich genauen Franz, Privatbriefe offen liegenzulassen. Wie leicht könnte die Schrag sie lesen.

Aber Neugierde ist Frau Paulines geringster Fehler. Ihr Interesse erschöpft sich in der Hauswirtschaft, ihr Ehrgeiz darin, ihren großzügigen Brotgeber zufriedenzustellen.

Jetzt hört sie Rechtsanwalt Rainer das Herrenzimmer verlassen und sofort ist sie im Korridor zur Stelle.

„Ich habe es mir anders überlegt, Frau Schrag; bestellen Sie, bitte, Herrn Helbing einen schönen Gruß von mir, und er möchte mich doch anrufen, oder besser, gleich aufsuchen, sobald er zurückkommt."

„Sehr wohl, Herr Doktor, wird besorgt."

„Danke, Frau Schrag . . . gute Nacht!"

„Empfehle mich . . . gute Nacht!"

Aber Bernd Rainer hat heute keine gute Nacht. Ein paar dumme Kleinigkeiten beschäftigen ihn mächtig.

Und schließlich ärgert er sich auch noch darüber, daß seine — eigentlich doch selbstverständliche — Empörung gegen die Waldner und Helbing ausbleibt; daß die Verunglimpfung seiner Braut andere Gefühle in ihm auslöst als maßlose Entrüstung über die freche Anmaßung seiner Freunde . . .

*

Inzwischen setzte Helbing jenes Gespräch mit dem Gerichtspräsidenten Burkhardt fort, in dem sich die Anschauungen der beiden Herren damals am Bahnsteig so wundervoll ergänzt hatten.

Er war eigens zu diesem Zweck von Berlin nach München gefahren. Und daß der impulsive Gedanke, der ihn dazu veranlaßte, gut und fruchtbar war, bewies die Tatsache, daß er sich innerhalb der eingehenden, mehrstündigen Unterredungen dieser beiden Tage ganz großartig und restlos mit Burkhardt senior verständigt hatte.

*

Drei Wochen sind nun seit Helbings Münchener Reise vergangen.

Während dieser Zeit ist er mit Heinz Burkhardt einig geworden.

Und inzwischen hat auch Rechtsanwalt Rainer erfahren, daß sein erster Referendar seine Kanzlei verlassen und in das Helbing-Helstsche Handelshaus eintreten wird, an Helbings Stelle, der den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nach Amsterdam verlegt.

Das hat Bernd einen gewaltigen Stoß versetzt. Da hat er gespürt, wie verwachsen er doch mit dem Freunde ist, und wie er sich nach neuer, lieb gewordener Gewöhnung an seinen Franz nur schwer wird ohne ihn zurechtfinden können.

Besonders, da ein leichter Schleier sich über sein strahlendes Glück senken will . . .

Denn seit jenem Tage, als seine Braut das Zimmer seiner verstorbenen Frau in einer Weise mit Beschlag belegte, die selbst seiner Verblendung zu denken gab, wiederholen sich die Gelegenheiten, bei denen Felicitas' Verhalten so gar nicht mit der Idealgestalt übereinstimmen will, der seine vergötternde Liebe gilt.

Es sind stets nur Kleinigkeiten, mitunter kaum nennenswert, allein Bernds Feingefühl, einmal verletzt, ist empfindlicher denn je . . .

Die Reizbarkeit, sprunghafte Nervosität und Unduldsamkeit, die Felicitas allzu oft an den Tag legt, bereiten ihm beinahe körperlichen Schmerz.

Zwar findet seine stets vergebende Liebe immer wieder tausend Entschuldigungen und Erklärungen, und besonders dann, wenn Felicitas — klug erkennend, wie weit sie über das wahrlich weit gesteckte Ziel geschossen hat — ihn mit raffiniertem Einlenkungsmanöver durch gespielte „Demut", „Zerknirschung" und „Selbstanklage" versöhnt; die Versöhnung selbst dann mit Zärtlichkeiten krönend, deren Glut zwar nicht im Einklang steht mit der beliebten und bewährten Note „mädchenhafte Scheu", die den Mann jedoch im Augenblick immer wieder überrumpelt und gewinnt.

Aber diese unausgeglichenen Stimmungen zerren an Bernds Nerven und untergraben, was seinem Wesen lebensnotwendig ist und ihm selbst in der traurigen Zeit seiner Erblindung gewahrt geblieben war: die Harmonie des Hauses.

Dazu kommt, daß er im Unterbewußtsein Felicitas den Verlust des Freundes nachträgt. Instinktiv macht er sie dafür verantwortlich, daß Helbing Berlin den Rücken kehrt. Obzwar dieser natürlich nicht die mindeste Andeutung darüber laut werden läßt, inwieweit tatsächlich Bernds Verirrung — wie er dessen Verlobung mit Felicitas bei sich nennt — seinen Entschluß beeinflußt hat.

Helbing wiederum hat ebensowenig eine Ahnung, wieviel ein durch das Spiel des Zufalls erhaschtes Bruchstück von Ilse Waldners Brief Bernd verraten, worauf es ihn gestoßen hat. Denn selbstverständlich schweigt Bernd darüber.

Aber seine große Bestürzung, als er zu erst von Helbings neuen Plänen erfuhr, Plänen, deren Verwirklichung ihn seiner Gegenwart berauben werden, die hat er nicht einen Atemzug lang verborgen, oder auch nur zu verbergen gesucht.

Helbing hat dafür gleich den schlagenden Hinweis bereit gehabt:

„Räumliche Entfernungen bringen wohl Trennung, niemals aber Entfremdung. Nämlich in eine wahre Freundschaft, die erprobt ist, wie die unsrige."

„Das ist ein ungenügender Trost", war Bernds Entgegnung, „allein ich weiß, daß ich dich nicht halten kann und mir somit nichts anderes übrig bleibt, als mich zu fügen."

Das hat so voll trauriger Resignation geklungen, daß Helbing sein Entschluß fast leid geworden ist.

Fast nur; denn schon das nächste Zusammentreffen mit Felicitas, das diese natürlich wiederum zu einem Zusammenstoß zu gestalten wußte, hat ihn von neuem in seinem Vorhaben bestärkt.

Indes der Juli sich seinem Ende zuneigt, übersieht er die geschäftliche Lage so weit, um seine endgültige Übersiedlung nach Amsterdam für Mitte September festzusetzen.

Felicitas quittiert diese Nachricht mit einem unmittelbaren Waffenstillstand. Das heißt, sie läßt Helbing von jetzt ab ungeschoren; sie gibt es auf, ihr Mütchen an ihm zu kühlen und gönnt den beiden Freunden die Wahrung dieser kurzen Zeitspanne bis zur Trennung zu häufigerem, ungestörtem Beisammensein.

Beileibe nicht Güte oder gar Reue sind ihre Beweggründe. Solche Regungen sind ihr fremd. Es ist nur ganz einfach ihr Interesse an weiteren Plänkeleien erlahmt nach dem eindeutig errungenen Sieg, den sie im Kampf gegen Helbing davongetragen hat, da er, als Geschlagener, endgültig das Feld räumt.

Ihre Geschäftigkeit gilt jetzt ziemlich ungeteilt allerhand Anschaffungen für das Rainerhaus, sowie für ihren persönlichen Bedarf, die sie für unerläßlich hält, und wobei sie Ansprüche stellt, die selbst den großzügigen Bernd mitunter stutzig machen.

Manchmal sagt er ihr dies dann wohl auch, stets liebevoll bemüht, in einem sanften Hinweis auf seine Mutter und andere Rainerfrauen eine Kränkung durch Tadel oder Vorwurf zu vermeiden. Öfter aber schweigt er überhaupt dazu, mag er ihr Gebaren auch noch so wenig billigen.

Immer sagt er sich: Sie ist ein besonderes Geschöpf, das mit dem alltäglichen Maßstab des Herkömmlichen nicht gemessen werden darf und vertröstet sich weiter: . . . Bis sie erst meine Frau sein wird . . .

Auch Felicitas' Gedankengänge enden oft in dem gleichen Wunsch: Bis ich erst seine Frau sein werde . . .

Allein das, was sie an Zukunftsplänen und Absichten damit verbindet, hat gar nichts gemein mit Bernds innigen Herzenshoffnungen.

Soweit haben sich die Dinge — innerlich und äußerlich — entwickelt, während jener glutvollen Hochsommertage, deren heißer, schwerer Atem drückend über dem Häusermeer Berlins liegt und eine Stimmung schafft, wie vor einem heraufschwelenden, verheerenden Gewitter.

*

In Dresden, der anmutig-heiteren Gartenstadt, die landschaftliche Schönheiten mit berühmten Kunstschätzen und historischen Denkwürdigkeiten so wunderbar in sich vereint, wird die satte Wärme dieser selben sonnenhellen, himmelblauen Julitage als festlicher Höhepunkt des verschwenderischen Sommers empfunden.

Ganz allgemein von jedem Besucher dieser einzigartigen deutschen Stadt, und im besonderen von Helma Valckenaar.

In die dankbar und freudig erfühlten Schönheiten Dresdens trägt sie die süße Hoffnung ihres reinen Mädchenherzens. Dabei blüht sie auf. Eine zarte, noch etwas strenge Knospe entfaltet sich allmählich zur graziösen, schwebenden Anmut der Blume . . .

Mit mütterlichem Stolz sieht es Ilse Waldner, mit unverhohlener Bewunderung staunen es die zahlreichen Gäste der Pension „Saxonia" an.

Helma geht durch die huldigenden Blicke mit der lächelnden Unbefangenheit des Kindes, das sie im besten Teil ihres klaren Wesens immer noch ist, und die Naturen, wie die ihre niemals ganz verlieren.

Unbeschwert genießt sie die goldene Gegenwart, klügelt nicht groß darüber, was ihr folgen könnte, sollte, würde oder müßte. Ist wunschlos glücklich in ihrer unbewußten Erwartung . . .

Die Pracht des „Grünen Gewölbes", die erlesenen Kostbarkeiten des „Zwinger", die reizvollen Fahrten auf den Elbdampfern bis in die pittoreske sächsische Schweiz, die erquickenden Wanderungen durch die Weite der Dresdner Heide, werden übertroffen von der Bedeutung, die der Postbote für Helmar Valckenaar gewonnen hat, seit sie in so regem Briefwechsel mit Heinz Burkhardt steht.

Mit seligem Interesse nimmt sie teil an den großen, neuen Zukunftsplänen, die er voll Eifer und Tatendrang in so beglückender Selbstverständlichkeit vor ihr entwickelt. Mit ihr. Für sie? . . .

*

Mit höflichem Gruß strebt Heinz Burkhardt an Felicitas Olgers vorbei: am Sonnabendvormittag um 11 Uhr am Spreeweg, der Straße, die geradeswegs sowohl zu Helbings Wohnung am Kronprinzenufer, als auch zum Rainerhaus in der Moltkestraße, wie schließlich zur Pension „Splendid" in der Roonstraße führt.

Aber Felicitas ruft ihn an:

„Hallo, wir haben doch wohl den gleichen Weg," und zwingt ihn damit an ihre Seite.

Der Referendar entledigt sich mechanisch des üblichen Maßes herkömmlicher Fragen nach Befinden, Wetter und so weiter. Er fragt, ob Fräulein Olgers ihren Tiergartenspaziergang gemacht habe.

Die liebenswürdige Dame erwidert in entsprechender Weise, so daß das Gespräch dahinplätschert, wie solche Gespräche nun einmal dahin zu plätschern haben.

Mit einem Mal verblüfft Felicitas mit der plötzlichen Frage:

„Was machen Sie eigentlich heute nachmittag?"

„Ich . . . oh . . . vielleicht . . ." entgegnet Burkhardt nicht so rasch gefaßt.

„Sie haben also noch nichts vor", stellt Felicitas befriedigt fest. „Das trifft sich gut. Da kommen Sie mit uns zum 5-Uhr-Tee ins „Eden" auf den Dachgarten."

Krampfhaft sucht Burkhardt nach einer glaubhaften Ausrede; aber als ahnte Felitias dies, sperrt sie ihm jeden Rückzug ab, indem sie mit einer Bestimmtheit versichert, die nicht im geringsten verrät, daß sie sich das alles erst in diesem Augenblick blitzschnell zurechtgelegt hat:

„Mein Verlobter legt ganz besonderen Wert darauf, daß Sie wenigstens in dieser Form einmal unsere Gesellschaft teilen, wenn es leider schon nicht angängig ist, Sie zur Zeit zu uns zum Tee zu bitten."

(Fortsetzung folgt.)

Wandlung über Nacht.

Eine Geschichte von Käthe Saile-Lambert.

Sie hatten einander viel gesagt, wovon man besser schweigt: alles Harte und Böse, das der in Jahren aufgespeicherte Trotz ihnen abzwang; und während sie es aussprachen, schien es ihnen selber, als schlügen sie damit alle leisen Blüten einer ruhenden Liebe tot.

Danach wurde es kühl in ihren Herzen und die Einsamkeit ging darin um.

Nun saßen sie noch einmal für eine letzte kurze Weile hier am Tisch des Hauses zusammen und hatten kein einziges Wort zur Brücke mehr.

Drüben, in der Ecke, standen schon die gepackten Koffer. Morgen früh ging sein Zug, der ihn weit von hier forttrug — wahrscheinlich auf immer. Er hatte vom Waldhaus hier oben eine gute Stunde ins Dorf hinunter und von dort zum Bahnhof — wenn der Weg frei war.

Sie hatten sich dieses Haus auf der Berghöhe gebaut, als sie jung und glücklich waren, und niemand wollten sie um sich, als nur das andere Du. Nun, da es anders geworden, lastete die Abgeschiedenheit auf ihnen und wandelte Stille zum Fluch.

Die Nacht kam mit Dunkel und Schweigen und Sternlicht aus gläserner Höhe. Die Frau zündete die Lampe an wie alle Abende und der Mann saß am Tisch und stopfte seine Pfeife, alles wie immer und — alles zum letztenmal.

Der Pendel der Uhr vertickte die Zeit. Draußen standen hohe Waldbäume fast reglos um das Haus, drinnen knarrte nur hin und wieder der Schritt der Frau auf den Dielen.

Sie sahen einander nicht an, denn sie hatten vor, sich zu hassen, und ihre Herzen waren wie gelöschte Kerzen. Es war wohl ganz unmöglich, einander wieder zu treffen, wenn man sich so weit entfernt hatte, viele tausend Meilen weit, mit einem Tisch dazwischen. An dem einen Ende saß sie und strickte, und am anderen Ende saß er und konnte die klirrenden Nadeln nicht hören und wußte genau: nur darum ja tat sie es! Sie tat es aber, um ihm zu beweisen, daß dieser eine Abend ihr wie tausend andere war und sie, wie all die tausend, eigentlich nichts anging. Nicht einmal heute läßt sie ihre Gehässigkeit, dachte er. Sogar heut' noch stört ihn mein Stricken, dachte sie, und sie schwiegen beide in der leeren und toten Sprache einer verarmten Liebe. Ein kleiner kreisrunder Fleck fiel aus dem Licht der Lampe auf den Tisch, und plötzlich kam es dem Mann seltsam vor, daß er diesen Fleck nun nie mehr sehen sollte und nie mehr die Hände auf diese Tischplatte legen und nur noch einmal heute nacht in das andere Zimmer gehen.

Das ist es, dachte er, die Gewöhnung! Die macht einen schlapp und kaputt . . .

Man sollte sich nie aneinander gewöhnen, dachte sie, und die Tage und Stunden fielen ihr ein, da sie das namenlose Geschenk eines andern Menschen empfangen, so berückend und erregend, daß noch eine Spur davon in die fahle Erinnerung fiel wie ein vergessenes Blatt am Baum. Die Uhr holte aus und röchelte ein wenig, wie ein alter Mensch beim Erwachen, dann schlug sie, und wieder war eine Stunde vorüber und eine andere nähergerückt.

Die Frau hielt den Kopf über das Strickzeug gesenkt. Ihr blondes Haar verblaßte an den Schläfen, und das sah plötzlich so eigentümlich verlassen und einsam aus . . . Es wunderte ihn sehr, daß es ihn plötzlich ankam, dieses verlassene Haar zu streicheln.

Aber er tat es nicht, sondern saß da und stopfte an seiner Pfeife. Sie waren beide müde, aber niemand ging schlafen, als hielten beide eine Totenwache.

Der Mann sah die Stube um sich, die Winkel, die er kannte, die Stühle, auf denen er gesessen, die Schwelle zur Schlafzimmertür. Wie groß die Welt auch sein mochte, in die er ging — diese eine Stube würde nicht darin sein . . .

Wenn sie nicht immer so störrisch gewesen wäre, denkt er. Morgen sitze ich hier allein, denkt die Frau, und dann stört ihn mein Strickzeug nicht mehr, warum war er auch immer so kleinlich! Aber sie sagt nicht: „bleib!" zu ihm. Ihr Mund bleibt verschlossen. Endlich steht sie auf, legt ihre Arbeit langsam zusammen und sagt: „Also gute Nacht!" — wie alle Abend.

„Gute Nacht!" sagt der Mann, sieht zu ihr auf und bleibt sitzen. Um eines Augenblicks Länge sehen sich ihre Augen an — wie verschollene Freunde.

Dann geht die Frau. Ihr leiser Schritt verlöscht im Dunkel des anderen Zimmers. Aber nach einer kleinen Weile kommt sie zurück und bleibt auf der Schwelle stehen. „Ich weiß nicht . . ." sagt sie zögernd und sieht zu den Fensterläden, „sieh doch einmal nach . . ."

Verständnislos blickt er auf, geht zum Fenster und stößt den Laden zurück.

„Es schneit . . .", sagt sie leise, „ich spürte es doch . . ."

Stumm bleibt er stehen.

Schnee fiel über Nacht. Kniehoch umtürmt er das Haus und schließt es ein in eine sanfte weiße Gefangenschaft, und immer noch schneit es weiter, lautlos und sehr verschwiegen. Es ist ganz unmöglich, durch diesen Schnee hinunter ins Dorf zu kommen.

„Nun mußt du noch warten . . .", sagt die Frau an der Tür.

„Ja, nun muß ich noch warten", sagt er und löscht die verspätete Lampe aus. Schneelicht dämmert ins Zimmer. Sein Fuß stößt an den fertig gepackten Koffer.

„Laß nur!", sagt die Frau und ihre Stimme ist wie der Schnee da draußen, „ich räum's nachher fort."

Da geht er leise an ihrer Hand ins Zimmer zurück.

Wanderzirkus.

Skizze von E. J. Ahrens.

Das war eine seltsame Nacht, die Gitta erlebte. Von dem weiten, unbebauten Platz vor dem Hause drang unablässiges Klopfen und Hämmern herauf, aber nicht das Geräusch störte sie, nur der Gedanke an das, was draußen vorging, hielt sie wach; es war der Aufbau eines großen Wanderzirkus. Schon am Nachmittag hatte Gitta die ersten Vorbereitungen beobachtet. Jetzt ließ es ihr keine Ruhe, es sang etwas in ihr, was erbebte und mitschwang mit dem Treiben dort unten. Immer wieder zog es sie hinaus auf den Balkon.

In der hellen Nacht bekam das ganze Getriebe etwas Unwirkliches, geheimnisvoll Erregendes. Mit den Arbeitsgeräuschen, dem Poltern der Raupenschlepper mischten sich Stimmen, lebendige, ausdrucksvolle: die Tiere! Ein Affe kreischte immer wieder denselben etwas klagenden Laut, Pferde wieherten leicht und perlend, eine Großkatze maunzte dazwischen. Aus den dunklen, vollen Massen des Laubes zwitscherten die ersten Vogelstimmen, schon rötete sich der Horizont. Ein Trompetenton erklang plötzlich, so schmetternd, als wolle der Elefant mit seiner Fanfare die Morgenröte ermuntern. Ein tiefes, grollendes Knurren antwortete ihm, das mußte ein Mähnenlöwe sein. Gitta wurde immer erregter, immer entrückter. Etwas in ihr antwortete jeder einzelnen Tierstimme, als sei sie ein Ruf, der ihr gelte.

Als die Sonne aufging, war das große Zelt bespannt. In grauer Wölbung erhob es sich, fast wie ein orientalischer Rundbau, als sei es die Moschee der fliegenden Stadt dort unten. Eine Vorstellung von Weite verband sich mit dem Anblick der fremdartigen Gezelte, von der Ferne, aus der sie kamen, in die sie wieder gehen würden, zu unbekannten, geheimnisvollen Dingen und Menschen, wilden Erlebnissen.

Gitta lief hinunter und suchte den Eingang, nicht den prunkvoll aufgebauten hinter der noch geschlossenen Kasse, sondern den seitlichen, wo die Zirkusleute selber aus- und eingingen. So rasch und zielsicher schritt sie hindurch, daß niemand sie anhielt, und erfragte sich den Oberstallmeister. Er war gefällig und zeigte ihr selbst die Ställe.

Da stand sie also zwischen den Pferden. Gitta hatte immer ein besonderes Verhältnis zu Tieren gehabt. Sie wußte, daß in jedem der höher entwickelten Tiere ein Etwas auf Erlösung harrt und daß ein Mensch es erlösen kann, wenn er nur liebend versteht.

Gitta bekam die Erlaubnis, in den Ställen zu sein, so viel sie wollte. Sie gewann eine Menge Freunde, von den Elefanten bis zu den Ponys, gar nicht zu reden vom Oberstallmeister und anderen Zirkusleuten. Ihr Liebling war ein wunderhübscher Schimmel „Pirat". Der Stallmeister erzählte ihr gern von den tausend Erlebnissen und Zwischenfällen des Zirkuslebens, wie sich die immer gleiche Arbeit abspielt unter immer wechselnden Bedingungen, oft in Gefahr — in dauernder, enger Gemeinschaft mit Tieren

— dazu mit der immer neuen Aufgabe, sich einzufühlen in die verschiedensten Länder, Sprachen und Volkscharaktere. Immer lockender wurde für Gitta der Zirkus, und was erst nur Gefühl, nur Mitschwingen gewesen, das stieg jetzt als Gedanke in ihr auf, unaussprechbar noch, doch immer häufiger Gestalt annehmend.

Aber seltsam, sie konnte sich nicht entschließen, sich einmal die Vorstellung anzusehen. Jeden Abend hörte sie von ihrem Zimmer aus die Musik, das Klatschen, Rufen, Lachen; aber sie fürchtete sich davor, wußte nicht warum. Endlich, um den Oberstallmeister nicht zu enttäuschen, kam sie doch zur Abendvorstellung, zwei Tage vor der Abreise des Zirkus. Nun sah sie das riesige Manegezelt zum ersten Mal von innen, die roh zusammengeschlagenen Holzsitze, zwischen deren Fußplanken man in den Sand hinunterblickte, die bunten Sammetdrapierungen, die beiden Kapellen in grünen, goldstrotzenden Uniformen; alles provisorisch errichtet und mit Flitter überhängt. Gitta wurde beklommen zumute. Sie sah klassische Freiheitsdressuren, Raubtiergruppen, Kunstreiter, Hohe Schule. Sie erkannte ihren Freund „Pirat“ in einem wilden Karriereakt. Das war schön; aber das andere? Eine waghalsige Luftnummer fesselte und erschreckte sie; sie suchte plötzlich nach dem Ideal, dem Sinn zumindest, wofür diese Menschen täglich ihr Leben einsetzten, und fand ihn nicht. Warum nahm sie nur das alles so ernst — warum atmete sie auf, als die Vorstellung zu Ende war?

Sie hatte nur ein paar Minuten bis nach Hause, aber sie ging noch lange durch die Straßen, suchte die Eindrücke des Abends in Einklang zu bringen mit dem, was sie vom Tage her kannte und liebte, horchte auf die niemals schweigenden Tierstimmen aus der jetzt unerleuchteten Zeltstadt, fühlte in sich die Antwort und spürte doch traurig, wie der Abstand zwischen ihr und jener Welt sich immer mehr vergrößerte.

Am nächsten Tag — es war schon später Nachmittag geworden — ging sie zum letzten Mal in die Zeltstadt, um Abschied zu nehmen. Schon herrschte Reise-Unordnung. „Pirat“ war zärtlich wie immer. Nach den Menschen mußte sie lange suchen. Den Oberstallmeister fand sie als letzten; er schüttelte ihr die Hand und sagte plötzlich: „Kommen Sie doch mit! Menschen wie Sie können wir hier gebrauchen, Sie verstehen sich doch gut mit den Tieren!“

Da war er ausgesprochen, der Gedanke. „Das hatte ich mir ja gewünscht“, sagte Gitta unwillkürlich, „aber nein, ich kann nicht.“ — „Überlegen Sie sich's noch mal“, meinte er herzlich. Als sie sich von ihm verabschiedet hatte, stand sie noch eine Weile beklommen mitten im Aufbruchstrubel und lauschte in sich hinein. Ernst hatte er es gemeint, das wußte sie. Da tönte die Klingel, die bedeutete: Alles fertig machen zur letzten Abendvorstellung! Gitta schrak auf und ging.

In der Nacht erklang wieder das Hämmern und Klopfen, die Scheinwerfer blendeten, die Raupenschlepper dröhnten. Aber eine Traumnacht wiederholt sich nicht. Gitta gab sich Mühe, wach zu bleiben, denn sie wollte den Abbau beobachten; aber sie war müde und fand die Stimmung nicht wieder. Eine Weile kämpfte sie zwischen Wachen und Schlafen, dann weckten sie nicht einmal mehr die Trompetentöne der zum Bahnhof wandernden Elefanten. Wirre Träume spukten durcheinander. Als sie erwachte, regnete es, und auf dem unbebauten Platz war nichts mehr zu sehen als schlammige Räderspuren.



Lustige Ecke

Die erboste Köchin.



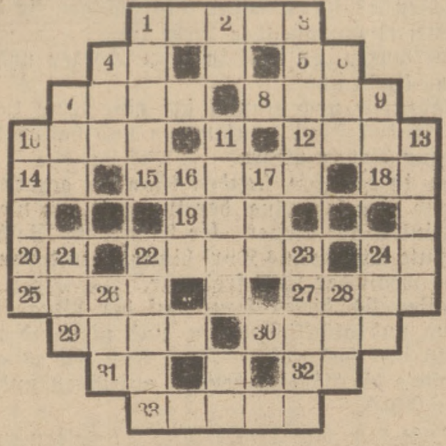
„Wer von den Herren hat gemeint, das Beefsteak sei hart?!“



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Dramat. Gedicht von Ibsen. — 4. Chem. Zeichen für Aluminium. — 5. Auerochse. — 7. Götzenbild, Abgott. — 8. Gebetsschluß. — 10. Arab. Halbinsel und Stadt. — 12. Pflanze. — 14. Franz. Artikel. — 15. Griech. Insel. — 18. Tierprodukt. — 19. Teil des Wagens. — 20. Ital. Artikel. — 22. Vorname. — 24. Franz. „von“. — 25. Zahl. — 27. Wurm. — 29. Planet. — 30. Sudetendeutsche Stadt. — 31. Abkürzung von „id est“. — 32. Pers. Fürwort. — 33. Gerät zum Nähen.

Senkrecht: 1. Haarfarbe. — 2. Flächenmaß. — 3. Franz. Romanschriftsteller †. — 4. Abschiedsgruß. — 6. Nord. Säugetier. — 7. Weibl. Vorname. — 9. Verneinung. — 10. Männl. Vorname. — 11. Widerschein. — 13. Stenograph. Kürzungszeichen. — 16. Physik. Arbeitseinheit. — 17. Gedicht. — 21. Schiffsseite. — 22. Südamerik. Gebirge. — 23. Schiffsantrieb. — 24. Artikel. — 26. Schweizer Kanton. — 28. Wurfspieß.

*

Versteckte Rufnamen.

1. Hier ist mein Schirm, Garderobefrau!
2. Gertrud, ich hab dich lieb!
3. Wo ist dein Schild, Ernst?
4. Ich rufe dich nun schon zum dritten Mal, Berta!
5. Wem Max das Buch nur gegeben haben mag?
6. Das ist die Kleine vom Ebro, der ich die Münzen gab.
7. Hier ist mein Teil; wo mag dein Teil sein?
8. Der Matrose richtete den Mast.
9. Merk, Karo, Lineale können weh tun.
10. Sage du Ardea cinerea, wenn du den Fischreiher lateinisch nennen willst.

In jedem dieser zehn Sätze ist ein Rufname versteckt, und zwar im ersten Satz ein weiblicher, im zweiten ein männlicher und so fort in steter Abwechslung. Wie heißen die Namen?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 23

Rösselsprung:

Freundliches Geben zieret das Leben;
Schließet dem Dürftigen nimmer die Hand!
Frommes Erbarmen läßt nicht verarmen
Wohltun ist Quelle im brennenden Sand!

(Ustert.)

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.